

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 218.

Donnerstag, 20. August.

1931.

... Achtung . . . , . . . Banfrach . . . !

Polizeiroman von Carl Otto Windeder.

(21. Fortsetzung.)

Am Abend bestieg er den Mailänder D-Zug, der kurz vor 23 Uhr den Frankfurter Hauptbahnhof verläßt. Schon hinter Darmstadt fiel er in den tiefen, unruhigen Schlaf vollkommener Erschöpfung.

Erst kurz vor Basel, am frühen Vormittag, erwachte Chiari wieder. Er war nicht mehr allein im Abteil, wie bei der Abfahrt. Zwei Geschäftsreisende waren unterwegs eingestiegen und unterhielten sich von der schlechten Wirtschaftslage, die ihre Abschlüsse so erschwerten.

„Kaule Zeiten“, sagte der eine. „Kaum ein Tag vergeht, daß man in der Zeitung nicht von Unterschlagungen und Betrügereien liest. Jeder klaut und stiehlt und unterschlägt. Kein Wunder, daß die Geschäfte nicht gehen und alles pleite macht. Es ist kein Vertrauen mehr da.“

„Ja, ja . . .“, bestätigte der andere, der sich kunstfertig eine Orange schälte und nun die beschmutzten Finger abledete. „Ehrlich wahr's auch am längsten.“ Er lachte über seinen Wit.

Der andere nickte eifrig. „Haben Sie jetzt wieder von dem großen Skandal in Frankfurt gelesen? Da hat irgend so ein Ausländer die Leute wieder um Millionen geschädigt. Ein Bankier . . .“

Chiari sah angestrengt zum Fenster hinaus. Er hatte Angst, daß ihn die beiden Reisenden ins Gespräch ziehen würden.

„Was heute der Zug wieder so lange hält“, meinte der erste wieder nach einer kurzen Pause.

„Die suchen wieder einen“, erklärte der andere. „Das ist mir jetzt schon ein paarmal passiert in den letzten Wochen. Manchmal braucht man seinen Paß gar nicht vorzuzeigen. Und dann wieder kontrollieren sie jeden einzelnen bis zur letzten Stednadel.“

Chiari begann nervös zu werden. Er zuckte merklich zusammen, als einer der Grenzsoldaten gerade in diesem Augenblick draußen auf dem Bahnsteig vor dem Fenster vorbeiging. Chiari stand auf.

„Können die Herren mir sagen, wo ich hier ein Telegramm aufgeben kann?“, fragte er höflich.

„Ja — Sie werden den Bahnsteig nicht verlassen können, bis die Paßkontrolle vorüber ist. Am besten ist es, Sie geben das Telegramm drüben in der Schweiz auf“, antwortete der eine der Reisenden.

„Sie können es auch einem Bahnbeamten zur Versorgung geben“, riet der andere. „Die Leute sind sehr gefällig.“

Chiari bedankte sich und verließ das Abteil. Er atmete auf, als er die Glastüre hinter sich zuschob. Ein Telegramm? Er? Wie sonderbar, daß er sich verpflichtet fühlte, seinen Abgang vor diesen Fremden zu motivieren. Nervös strich er sich durchs Haar.

Aus dem nächsten Wagen klangen laute Stimmen. Die Beamten der Paßkontrolle. Chiari erschrak — machte ein paar hastige Schritte und verschwand in der Toilette des Waggons.

Atemlos, mit heftigem Herzklopfen, schob er den Riegel vor. Gott sei Dank. Es hatte geklappt.

Die Schritte der Beamten kamen näher — verloren sich. Draußen auf dem Bahnsteig rief eine helle

(Nachdruck verboten.)

Knabenstimme die neuesten Zeitungen aus, eine zweite Obst und Zigaretten. Chiari fühlte Brechreiz in der schlechten Luft seines Aufenthaltsortes, aber er wagte nicht, das Fenster zu öffnen. Er stand, an die Türe gelehnt, das Ohr fest an das Holz gepreßt.

Einmal kamen Schritte näher, — irgend jemand versuchte die Tür zu öffnen, und ging wieder, als er sie verschlossen fand.

Chiari wartete. Gleich mußte der Zug ja abfahren. Er hörte, daß Reisende einstiegen, — die ersten Waggontüren wurden knallend geschlossen. Nur noch Sekunden — dann war er gerettet . . .

Wieder näherten sich Schritte. Blieben vor der Toilette stehen. Und nun klopfte es.

„Öffnen. Im Namen des Gefekes!“

Chiari zuckte zusammen. Rührte sich nicht.

Wieder pochte es, kräftiger.

„Öffnen!“

Chiari preßte sich fest an die Türe. Er hielt den Atem an. Dann hörte er, wie man nach dem Schaffner rief. Der Mann kam. Von außen wurde ein Schlüssel in das Schloß gesteckt — der Riegel schob sich zurück.

Als die Beamten die Türe aufstießen, lehnte Direktor Chiari bleich, mit starrem Blick an der gegenüberliegenden Wand.

„Sie hätten das einfacher machen können, Chiari“, sagte der Beamte gemächlich. „Wenigstens hätte ich nicht meinen Mantel im Abteil hängen lassen, in dem mein Name eingnäht ist. Sie sind verhaftet.“

Willenlos folgte Chiari den Beamten. Die neugierigen Blicke der zwei Reisenden, als er seinen Mantel und Koffer holte, trieben ihm das Schamrot in die Wangen. Mit gekentem Kopf und schleppenden Schritten folgte er den Beamten auf den Bahnsteig, an dem Zug entlang, dessen Fenster neugierig aufgerissen wurden — hinüber nach der Polizeiwache.

Er hatte verspielt.

Vier Tage der angelegten Frist waren bereits verstrichen, als ein Kriminalbeamter Kommissar Weiß, eines Morgens alarmierte.

„Die Freundin des jüngeren Chiari ist aus Pontresina zurück. Habe es gerade eben von ihrer Wirtin erfahren. Sie ist gestern spät abends angekommen.“

„Sehr gut“, lobte Weiß. „Die Geschichte fängt an kläglich zu werden. Das gibt sonst eine scheußliche Blamage. Haben Sie die Morgenzeitungen schon gelesen?“

„Nein. Darf ich sehen?“

Weiß reichte dem Kollegen die Zeitungen hinüber.

„Noch immer keine Klarheit in der Italia-Affäre“, knallten die Überschriften, Direktor Chiari in Basel verhaftet. — Ebenso sein Diener. — Wie lange muß die Bürgerschaft noch auf Aufklärung warten? — Wir warten auf die Verhaftung des Mörders! Die Bevölkerung ist im höchsten Grade beunruhigt.“

„Au!“ machte der Beamte. Weiß nickte resigniert.

Eine bekannte Morgenzeitung hatte einen ganzseitigen Artikel mit der Photographie Direktor Chiari und einer Aufnahme der Gläubigerversammlung, die am Abend vorher in einem großen Restaurant der

Wanderung.

Von Siegfried v. Beesack.

In aller Frühe habe ich den Rucksack geschnallt, nehme den Stock, pfeife Lappa, der Schäferhündin, und wandere ostwärts, dem feurigen Sonnenball entgegen. In den Tälern dampfen noch weiße Nebelschwaden, klammern sich an den Walddhängen und sinken kraftlos in die Wiesengründe. Immer klarer, immer strahlender wölbt sich der Augusthimmel über den endlosen blauen Bergketten, dem weiten hochsommerlich prangenden Land.

Ich komme durch große Dörfer und Ortschaften mit breiten, verschlafenen Plätzen und mächtigen Gasthöfen. Eine Wirtschaft steht neben der anderen, und da alle scheinbar gut gedeihen und von Fremdenverkehr keine Spur zu sehen ist, muß der Bierkonsum der Bevölkerung gewaltig sein. Ein Dorf heißt sogar „Bierhütten“. Überhaupt gibt es hier viele charakteristische Ortsnamen, wie zum Beispiel Großarmschlag, Siebenellen, Schönanter, Ringelai. Der Weg geht meist auf langgestreckten Höhenzügen, mit freiem Rundblick nach Norden zum Bayerisch-Böhmischen Gebirgskamm, und nach Süden in die welligen Donaubeuge. Aber bald beginnen die endlosen Wälder, leuchtende, schattige Schluchten mit tropisch wuchernden Farren und besonnte Bänge mit duftenden Himbeerstauben. Und dann geht es aufwärts durch lichten Buchenwald zum Dreifessel.

Die Felsen des Dreifessel sehen teils wie Natraken aus, die man übereinander gelegt hat, teils wie Kulissen aus Pappe. Und auch das Schweizer Unterkunfts Haus, die Bänke unter den Bäumen, ja, die Bäume selbst wirken wie Theaterdekoration: so natürlich ist hier alles in die Natur hineingebaut, daß einem die Natur selbst schon verdächtig vorkommt!

Schnell mache ich mich mit Lappa auf den Weiterweg zum Blödenstein. Wir wandern immer die Grenze entlang: rechts Bayern, und links Böhmen. Der Grenzpfad führt auf dem Kamm des Gebirges durch Tannenwald und Hochmoor mit wucherndem Knieholz und Latzengestrüpp. Auf einer kleinen Lichtung stoßen Bayern, Böhmen und Österreich zusammen. Vom Blödenstein, einem Trümmerhaufen mächtiger Granitblöcke, geht es abwärts zum See.

Hier, auf einer schroffen Felsplatte, von der aus man den Blödensteinsee tief unten im Wipfelmeer der Tannen eingebettet liegen sieht, erhebt sich ein einfacher Obelisk: das Stifter-Denkmal. Am Fuß des Sockels sind die Worte des Dichters eingegraben: „Auf diesem Ager, an diesem Wasser ist der Herzschlag des Waldes.“ Dies ist der See, an dessen Ufer sich Stiflers „Hochwald“ abgespielt hat, und von dem es heißt: „Ein unheimliches Naturrauge, überragt von der Stirn und Brauen der Felsen, gesäumt von den Wimpern dunkler Tannen, darin das Wasser regungslos wie eine versteinerte Träne.“

So einsam und regungslos wie damals ist der See heute allerdings nicht. Am Ufer herrscht munteres Badesleben. Braungebrannte Jungen und Damen in elegantem Badekostüm tummeln sich auf den besonnten Felsen, stürzen mit Kopfsprung ins Wasser und schwimmen über den flimmernden Spiegel. Keiner kümmert sich um das sittenstrenge Plakat am Stamm einer alten Tanne, die jedes Baden verbietet.

Da weder Lappa noch ich ein Badekostüm haben, schleichen wir durch Latzengbüschel am Ufer entlang bis ans andere Ende des Sees, wo ich eine idyllische, von mächtigen Felsen umsäumte Bucht entdecke, die zum Einzelbad wie geschaffen ist. Ich schwimme in den See hinaus, während Lappa mir vom Ufer verzweifelt nachheult. Endlich springt auch sie ins Wasser, um mich zu retten. Gerettet legen wir uns auf eine versteckte Felsplatte in die Sonne. Vor mir wuchern auf dickem Moospolster Heidelbeerbüsche mit Beeren, die fast so groß wie Kirschchen sind. Sie wachsen einem buchstäblich in den Mund, und Lappa und ich essen, bis wir nicht mehr können.

Ich liege ausgestreckt im Halbschlaf. Da höre ich plötzlich hinter dem Felsen ein Prusten und Schnaufen, Lappa knurrt drohend, — und vor mir taucht ein junger Mann aus dem Wasser. Er hat den ganzen See überquert und ist völlig erschöpft. Ich biete ihm eine Zigarette an, und er setzt sich zu uns auf die Felsplatte. Er ist ein Student aus Prag, wir schwaben ein wenig, dann schwimmen wir zusammen, jeder ruft dem andern „Auf Wiedersehen!“ zu und kehrt zu seinem Ufer zurück. Diese kleine Begegnung macht mich, ich weiß es selbst nicht warum, sehr froh. Es kommt mir so vor, als würden alle Menschen, ihrer Kleider und Würden beraubt, einander viel besser verstehen. Mit unseren Kleidern ziehen wir alle unsere Eitelkeiten, Eigenbrünkel, Nationalstolz, kurz, all den Kram an, auf den wir uns so viel einbilden, und der doch nur den Mensch vom Menschen trennt.

Am nächsten Morgen wandere ich heimwärts, elf

Stunden durch endlose, einsame Wälder. Hier und dort steht ein Märchen am Wege: zwei Holzhauer hat der Blitz getrossen, und ein dritter ist beim Baumfällen verunglückt. Auf der einfachen Tafel stehen die Worte: „Als ich starb im Walde, reichte niemand mir die Hand.“ Vor einer kleinen Wirtschaft auf einer Waldlichtung sitzen Holzarbeiter beim Bier und rauchen ihre kurzen Pfeifen. Der eine steht auf und sagt: „Muak hoam auf d' Nacht!“ Ein anderer hält ihn mit dem tiefinnigen Wort zurück: „Zwisch'n Tag und Nacht is koa Zaun g'wachsen!“

Das Wort gefällt mir, und so bleibe auch ich bei den Holzhauern sitzen und wandere erst bei einbrechender Dämmerung weiter bis nach Walddhäuser. Die Dunkelheit kriecht zwischen den Baumstämmen, fahles Licht geistert über dem Berghang: zwischen Tag und Nacht ist kein Zaun gewachsen!

Ich lerne Auto fahren.

Von Gustav Kühn.

Rubi Ramiro ist ein gottbegnadeter Künstler, hoffentlich wenigstens gottbegnadet, denn vor Menschen, insbesondere Kunstlern, finden seine Gemälde keine Gnade. Seit man wieder davon abgekommen ist, den Wert eines Gemäldes einfach aus dem Flächeninhalt, multipliziert mit dem Gewicht der Farbe zu berechnen, hat er keine guten Kritiken mehr. Desto besser geht aber sein Geschäft. Trotz seines spanischen Namens hat er eine Menge deutscher Verwandter, die ihm unter der Bedingung, daß er sie selber mit seinen Werken verschönt, ständig neue kunstsinigere Mäzene ins Garn treiben. Sein Onkel Schultze zum Beispiel, der mir Zement abkauft, mal viel, mal wenig, Geld immer wenig, trat an mich heran: Ich müßte als sein Lieferant auch etwas für seinen Kessen tun, den berühmten Rubi Ramiro, in meiner Dielenwand sei noch ein Platz von 2,50 Quadratmeter unbebildert, Rubi Ramiro habe aber gerade so ein Bild, eine Leda. Da mich Ledas, besonders solche mit Schwänen, interessieren, sagte ich zu. Schon nach drei Tagen kam ein Bild, sogar der Nachname, was mich sehr freute, weil ich daraus sah, wie sehr sich auch die Kunst dem modernen Denken angeschlossen hat. Als ich es auspackte, war es aber keine Leda, sondern eine Lady und statt des Schwanes war eine Bulldogge dazugemalt. In der Überzeugung, hier vor einer ganz neuen Ausdeutung der Mythologie zu stehen, ging ich daran, das große Werk Rubi Ramiros aufzuhängen. Aber ich mußte zu meinem Bedauern feststellen, daß es zu groß war. Es paßte nicht! Also sandte ich es zurück, Onkel Schultze gab sogar zu, daß man mir das nicht zumuten dürfe, er beschaffte mir sogar mein Geld wieder, bis auf 100 Mark.

„Diese 100 Mark“, sagte er, „müssen Sie besser anlegen. Sie können immer noch nicht Auto fahren, hierfür können Sie es lernen! Mein Schwager Müller hat eine Autofahrschule, da bekommen Sie es für den Selbstkostenpreis und das Auto stelle ich Ihnen zur Verfügung. Es ist ein wunderschöner alter Opel. Eben geht er nicht, aber für 100 Mark kann er repariert werden, dann lernen Sie darauf fahren, schließlich können Sie ihn auch billig bei mir kaufen, ich nehme Ihnen dafür kaum 1000 Mark ab. Ein neues Auto kostet 5000!“

Darauf ging ich ein, ja, es stellte sich sogar heraus, daß der Monteur, bei dem der Wagen stand, alles schon repariert hatte. Ich brauchte mich nur dort zu melden. Herr Schultze hatte nämlich keine Zeit. Ich ging in die Werkstatte und stellte mich vor. Es stimmte alles, der Wagen war startbereit. Daneben stand der Monteur und sagte freundlich: „100 Mark!“ „Das bezahlt der Herr Schultze“, erwiderte ich, „wissen Sie, der Onkel vom Kunstmaler Rubi Ramiro.“ Aber auch dieser Name machte auf den Bananen keinen Eindruck, er blieb bei seiner Forderung. Schließlich kam dann seine Frau dazu, die meinte, wir Männer seien doch ziemlich ungeschickt, ich könne das Geld doch mal wenigstens für den Herrn Schultze auslegen. Das leuchtete mir ein. Sie war sogar so entgegenkommend, daß sie nach Empfang der Summe selber und auf eigene Kosten an den Fahrlehrer Müller telephonierte, daß er mich mit meinem Auto hole. Selbst dürfte ich doch noch nicht fahren, da ich keinen Führerschein habe, daß ich es könne, daran sei bei meinem Verhältnis für das Autowesen allerdings kein Zweifel. Fahrlehrer Müller war sofort zur Stelle, er verlangte sogar nicht einmal Geld von mir, nur eine kleine Unterschrift, so wurde ich Auto-abc-Schüler. Der Wagen fuhr prächtig an, ich war ganz in das Studium der Hand und Fußgriffe meines Lehrers vertieft, der betonte, bei meiner Aufmerksamkeit könne er mir garantieren, daß ich in sechs Wochen fertig sei. Das schmeichelte ungemein, ich fühlte mich schon ganz als Motorsportler, da plötzlich, rudartig hielten wir an. Ich sah auf und erblachte, der Wagen stand vor dem Finanzamt. Ganz besorgt wandte ich mich an meinen Lehrer: „Ist es Ihnen hier schwach geworden?“, fragte ich teilnahmsvoll. — „Nein!“ erwiderte er, „aber denen wird immer schwach, wenn sie meine Steuererklärung sehen. Es handelt sich hier nur um eine Kleinigkeit, wir wollen die Steuerkarte des Wagens abholen. Sie müssen nämlich wissen, daß man die immer bei sich haben muß.“ Ich no-

terte mir eifrig diese für den Perrenfahrer ganz unentbehrliche Borschrift, als ich bemerkte, daß mich mein Lehrer fragend ansah. Ich bat ihn, daß er das mit der Karte selber machen solle, ich befürchtete, im Finanzamt vielleicht zu stören. Dazu war er auch gerne bereit: „Geben Sie mir nur 200 Mark mit“, sagte er, „mehr wird es gewiß nicht kosten.“ Das überraschte mich, aber Müller bewies mir, daß ich das Autofahren ja so billig lerne, daß diese Unkosten gar keine Rolle spielten. So blätterte ich ihm zwei Stunden heraus und lehnte mich erst recht über die Billigkeit meines Autoturses im Postler zurück. Bald kam Müller wieder. Nun ließ er mich am Volant Platz nehmen, der Unterricht begann.

„Schalten auf Leerlauf!“

„Anlasser treten!“

„Handbremse nach vorne, dürfen Sie nie vergessen!“

„Kuppelung und dann Gang rein, sehr gut, sehr gut!“

Der Wagen lief wie gekehrt vom Finanzamt weg, es war rührend, wie er sich eilte. Zweiter Gang, dritter Gang, immer richtig kuppeln, alles ging wie geist, auf dem Lenktrab lag die linke Hand meines Lehrers, der immer beim Steuern etwas nachhals, der Gute, er hatte doch zu viel Sorge um mich. So wurden die ersten drei Kurven glänzend genommen, nun kam die Steigung.

„Geben Sie Gas, Gas, Gas!“ brüllte mein Lehrer. Ich trat drauf los. Es war die Fußbremse. Der Wagen stand fest. Müller raufte sich die Haare: „Das macht ja nicht einmal mein jüngster Schüler, Bremsen statt Gas zu geben! Nun treten Sie wieder den Anlasser!“

Der Motor sprang aber nicht mehr an. Müller stieg aus, um die Motorhaube zu öffnen, „über dieser Vergaser“, murmelte er wütend. Da ich das auf mich bezog, wollte ich ihm folgen, um zu sehen, was ich am Motor nun verstehen hätte. Kaum hatte ich meinen Fuß von der Bremse, so rollte ich mit meinem Wagen gemächlich, aber dann immer schneller rückwärts die halb genommene Steigung wieder runter. Mein Lehrer hatte die Motorhaube losgelassen und sah mir mit offenem Munde nach. Ich berechnete gerade, ob mich mein Schwung wieder bis zum Finanzamt rollen würde, da hörte ich Herrn Müller rufen:

„Nehmen Sie doch die Handbremse!“

Ich griff zu, kam aber nicht an die Handbremse, sondern an die Getriebeschaltung, ein Ruck, Gepolter, Knirschen, Krachen, der Wagen stand. Erst sah ich mich vorsichtig um, stellte mich Befriedigung fest, daß das Duzend Menschen, die bei meiner jähen Rückwärtsfahrt vor mir oder eigentlich hinter mir ausgerissen waren, nun inne hielten und neuen Lebensmut schöpften, dann erwartete ich, daß auf meine Geistesgegenwart, Herrn Müller, meinen Fahrlehrer. Aber der kam gar nicht schnell, sah sich sehr vorsichtig um, erst, als er in der Nähe keinen Schuttmann erblickte, trat er heran. Als erfahrener Mann hatte er gar keine lange Untersuchung des Wagens nötig. „Das hat man ja schon von weitem gehört“, meinte er achselzuckend, „die Kompression ist total verbogen!“ Ich verstand ihn erst nicht recht, aber dann bat er mich ebenso freundlich wie dringend, ich solle nachhause gehen, da er den Wagen abschleppen lassen müsse. Vor einem Monat könne ich auf dem Wagen nicht weiter lernen. Wenn ich es nicht vorziehen wollte, auf seinem eigenen Schulwagen weiter zu lernen, denn an dem könne die Kompression nicht verbogen werden. Es sei auch für mich viel lehrreicher, auf einem neueren Wagen zu lernen und außerdem habe er mir angesehen, daß das Beste gerade noch gut genug für mich sei. Das gab natürlich den Ausschlag. Die Mehrkosten waren ja auch so unwesentlich, wie Müller sagte, ich müsse nur die kleine Reparatur an dem alten Opel bezahlen. Aber das müsse ich sowieso, denn da läme ich nicht herum.

Ich unterschrieb also noch einen neuen Zettel, in dem sich Müller verpflichtete, mich zu einem Caracciola auszubilden. Dann ging ich beruhigt heim. Nach einer halben Stunde kam mein Freund Schulke zu mir. Er ließ sich die ganze Angelegenheit haargenau erzählen, wobei sich sein Ausdruck immer mehr beruhigte. „Wissen Sie, was ich Ihnen rate?“ sagte er, „Ihnen als Freund rate, wissen Sie, wie Sie am billigsten davontommen können? Geben Sie Müller eine Abstandssumme von 60 Mark, dann tritt er von der Caracciolaabmachung zurück. Zahlen Sie mir die Reparatur der verbogenen Kompression, Müller hat gesagt, das kostet 132 Mark, dann verzichte ich auf eine Entschädigung für den mir aus der Reparatur entstandenen Zeitverlust. Und lernen Sie gar nicht fahren! Dann sparen Sie auch viel Zeit, Zeit ist Geld, das wissen Sie als Kaufmann ja auch zu schätzen.“ Das leuchtete mir denn auch sofort ein. Gerührt schüttelte ich Schulke die Hand und zahlte ihm 132 Mark, denn ich wollte so einem aufrichtigen Menschen doch nichts schuldig bleiben. Und dann ging ich ins Caféhaus. Unterwegs überholte mich ein Opelwagen, der genau so aussah, wie der, in dem ich vor einer Stunde noch gefahren hatte. Interessiert sah ich ihm nach, es kam mir so vor, als ob Müller und Schulke drin sitzen würden. Ich konnte sie aber nicht recht erkennen, da sie sich sehr bückten und zufällig nach der anderen Seite sahen. Sie können es auch nicht gewesen sein, da sie mich ja sonst gegrüßt hätten, da ja auch der Opelwagen nach Aussage von Müller vier Wochen für die Reparatur brauchte.

Den nächsten Morgen ging ich zu Müller, er gab mir ein Briefchen für eine Abstandssumme von 60 Mark den Caracciolaabmachung zurück. Abgesehen sah ich bei ihm einen noch unersetzten an. Rudi Namito adressierten Brief auf dem Tische liegen und schloß daraus, daß dieser auch hier wohnen müsse. Persönlich hatte ich ihn ja nicht kennen gelernt. Ich legte nun auch keinen weiteren Wert mehr darauf, Schulke und Müller imponierten mir mehr, denn bei diesen wußte man, was sie wollten, von ihnen hätte mir keiner eine Lady statt einer Leda geschickt.

Merkwürdige Schicksalsdaten in der Geschichte.

In der Geschichte Preußens spielt der 18. Tag im Monat eine große Rolle. Am 18. Juni 1675 schlug Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, die Schlacht bei Fehrbellin und entschied damit das Schicksal Preußens. Am 18. Oktober 1813 war die Schlacht bei Leipzig, am 18. Juni 1815 die Schlacht bei Belle-Alliance, die beide durch die preussischen Waffen entschieden wurden und entscheidend waren für den Aufstieg Preußens. Am 18. März brach im Jahre 1848 die Revolution in Preußen aus.

In Napoleons Leben waren die Zahlen 11, 14, und 18 von großer Bedeutung. Am 11. April 1796 gewann er die Schlacht bei Montenotte und eröffnete damit seine militärische Laufbahn. Achtzehn Jahre später, am 11. April 1814 stellte er die Entlassungsakte auf die Kronen von Frankreich und Italien aus. Am 14. Juli 1789 wurde die Bastille geschleift, am 14. Juni 1800 war die Schlacht bei Marengo, am 14. Oktober 1805 die Schlacht bei Ulm, 14. Oktober 1806 die Schlacht bei Jena, 14. Mai 1807 bei Friedland. Am 18. Oktober 1813 verlor er die Schlacht bei Leipzig, am 18. Juli 1815 die Schlacht bei Waterloo und es war der 18. Ludwig, der ihn vom Thron verdrängte.

Alexander der Große war am 6. April geboren, an einem sechsten besiegte er Darius, gewann eine große Seeschlacht und ein sechster war auch sein Todestag. — Pompejus der Große war am 30. September geboren, hielt an diesem Tagesdatum seinen Triumphzug anlässlich seiner Eroberungen in Asien und starb auch am 30. September. — Für den König Heinrich VIII. von England war der Donners- tag ein Unglückstag. Er starb Donnerstag, den 6. Januar, die Königin Maria, Donnerstag, den 6. Januar und die Königin Elisabeth, Donnerstag den 24. März.

Die Könige Karl X. und Louis Philipp von Frankreich hatten in ihren Schicksalen eine genau übereinstimmende Ähnlichkeit. Einen Monat nach der Niederringung des Fürsten von Algier verlor Karl X. seine Krone, einen Monat nach der Gefangennahme des tunesischen Fürsten verlor Louis Philipp die seine. Beide entsagten zugunsten ihrer Enkel. Der Sohn Karls X. und Louis Philipps Sohn starben beide eines unnatürlichen Todes. Bei beiden Königen waren die Revolutionstage Dienstag, Mittwoch und Donnerstag. — Außerdem kam in Louis Philipps Leben der Zahl 13 eine merkwürdige Bedeutung zu. Er besaß 13 Paläste, die Civiliste betrug 13 Millionen, er kehrte im Jahre 1813 nach Frankreich zurück, am 13. Juli starb Herzog von Orleans. Der König besaß 13 Kinder und Enkel, seit der Revolution wurde sein Leben 13mal bedroht, er hatte 13 verschiedene Regierungen in Frankreich erlebt, die seine mitgerechnet.

England und Spanien verloren ihre größten Schriftsteller an ein und demselben Tage. Am 23. April 1616 starb Shakespeares, der große englische Dramatiker und der berühmte Spanier Cervantes, der den „Don Quixote“ geschrieben hatte.

In der Geschichte der Opernhäuser bedeutet die 18 eine schlechte Zahl. Am 18. Juni 1789 brannte in London das prächtige von Sir John Vanbruga erbaute Opernhaus ab. Am 18. Januar 1792 wurde das „Pantheon Theater“ in London, am 18. Februar 1809 das „Druyplane Theater“ und am 18. August 1843 das alte „Berliner Opernhaus“ durch Feuer vernichtet.